

Der Grenadier von der Beresina [Fortsetzung]

Autor(en): **Vallotton, Georges**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 2

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633702>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenbacher)

I. Fortsetzung

Nun muß man wissen, daß zu jener Zeit die Kniehosen in Mode waren. Diese Mode setzte die zierliche Rundung einer wohlgeformten Wade ins helle Licht. Wenn jedoch die Natur dafür nicht genügend vorgesorgt hatte, so ersetzte man das Fehlende durch kleine Wergpolster. Nun ist es aber ein langer Weg bis zu uns. Der Herr Landvogt dachte dabei offenbar an den Empfang und vielleicht noch mehr an den Festschmaus, der ihm bevorstand, und darob vergaß er seine Bekleidungskunststücke. In seiner Ungeduld hatte er auch in der schönen Karosse die Beine übereinander geschlagen. Dabei waren die Wülste auf die Schienbeine gerutscht und rundeten schön bogenförmig eine Linie, die hätte gerade bleiben sollen, ließen aber umso mehr die ärgerliche Fleischlosigkeit der allzu magern Waden hervortreten.

Meine gute Großmutter erzählte mir auch noch das folgende Geschichtchen, das ich aufschreibe, wie ich es gehört habe. Onkel Jeremias mußte wieder einmal, wie alljährlich, in die Stadt hinunter, um die Steuern zu bezahlen. Jeder weiß, daß dies recht unangenehme Augenblicke sind im Leben des Bürgers. Diese jährlich wiederkehrenden Zahlungen brachten denn auch den braven Mann nicht wenig in Wallung. Ueberdies mußte er darob einen vollen Tag verlieren, da es bis zur Stadt gute drei Stunden weit ist und noch mehr für die Heimreise. An ein Mittagessen dort unten war nicht zu denken, denn die Zeiten waren hart und das Geld rar. Ohne jede Begeisterung und so spät wie nur möglich hatte Onkel Jeremias seinen großen Geldbeutel, den Spazierstock und all seinen Mut zusammengenommen und sich auf den Weg gemacht, wobei er vorsorglich ein großes, zweispündiges Brot und ein Viertel Speck in das leinene Zehrfäcklein gesteckt hatte. Dieses Futter sollte mit dem halben Krug Wein, den er sich in der Stadt leisten wollte, seine Reisezehrung sein.

Alles war recht gut gegangen. Als die Abgaben bezahlt waren, hatte der klare Wein, zu dem er sich eine tüchtige Rante Brot abgeschnitten, bald seine gute Laune wieder hergestellt — und weiß Gott, er war eine frohmütige Haut! Nun war aber just Markttag. Die guten Frauen aus der Umgebung hatten Eier auf den Markt gebracht, andere Zieger, oder schöne Butterballen mit einfachen Zeichnungen, sorgfältig auf frischen Rohblättern dargeboten. Wieder andere hatten große Töpfe voll Quittenmus von prächtiger Granatfarbe vor sich stehen, wie man es bei uns auf dem Lande noch zu machen versteht. War es das Gelüsten nach einer Lederei, die er besonders gern hatte, war es sein angeborener Hang zu einem rechten Spaß — Tatsache ist jedenfalls, daß Onkel Jeremias in den größten Topf, den er erblickte, wie aus Versehen und Mißgeschick den Rest seines Brotes, aus dem er zuvor die Krume herausgestochert hatte, hineinfallen ließ. Dann brach er in Wehklagen aus über sein Mißgeschick, das ihm nun noch um sein trockenes Brot bringe, so daß die gute Frau voller Erbarmen das Brot herausfischte und es ihm mit den Worten zurückgab:

„Ach, armer Alter! Da nehmt Euer Brot! Es wird jetzt umso besser sein!“

Onkel Jeremias war sogleich getröstet und dankte der Frau, ohne jedoch seine Freude über den gelungenen Streich merken zu lassen. Kaum war er aber aus der Stadt, so ließ er der freundlichen Philosophie, die der Grundzug seines Wesens war, freien Lauf. Er setzte sich ohne weiteres auf das Grasbünd an einem Bach in den Schatten und genoß sein saftdurchtränktes Brot, durchaus versöhnt mit allen Zehnten, Abgaben und Landvögten. Und er fand das Leben schön, weil er es von der guten Seite zu nehmen wußte und sich mit dem begnügte, was es ihm bieten konnte.

Der arme Onkel Jeremias! Er starb an einem Schlaganfall in hohem Alter, 1798, beim Abzug der Berner. Wahrscheinlich hatte ihn die politische Umwälzung jener Zeit zu sehr erregt, vielleicht hatte er auch die Unabhängigkeit seines kleinen Vaterlandes allzu kräftig gefeiert.

Man kennt die Ereignisse, die damals im Nachbarlande losbrachen und die man seither die französische Revolution nennt. Obwohl unser Dorf ganz nahe bei der Grenze lag, kam doch das Echo der Geschehnisse erst lange nachher und nur abgeschwächt zu uns. Immerhin hatte man seit 1789 manches Mal Flüchtlinge durchziehen sehen, die ihre Schlösser verlassen hatten und bei uns ein vorläufiges Asyl suchen kamen.

Auf der Straße von Jougne rollten dann schwere Kutschen daher, und sobald wir nur das Hufgeklapper der Pferde hörten, rannten wir aus Leibeskräften den Wagen entgegen, um uns zu ergötzen an den schönen Herren in schwarzen Kleidern und Spitzenjabots, die den verschmürten Hut auf dem Kopf und oft einen kleinen Degen an der Seite trugen. Manchmal standen auch schön livrierte Diener unbeweglich hinten auf den Wagenritten, und dieser Anblick machte einen tiefen Eindruck auf uns.

Was aber unsere Neugierde am meisten aufstachelte, das waren die jungen, lebhaften und fröhlichen Frauen im Wagen, die uns wie Feen vorkamen und die uns Zuckerplätzchen zuwarfen, glücklich darob; sich auf unserer Seite der Grenze in Sicherheit zu wissen und den Gefahren einer Verfolgung entronnen zu sein. Diese Emigranten, wie man sie seither nannte, trugen — wenigstens am Anfang — helle Kleider mit einer Anzahl von Bändern und Rüschen, wie sie in unserm Dorf unbekannt waren. Wir konnten sie nicht genug bewundern. Als aber meine Großmutter eine gesehen hatte, die nach ihrem Geschmack allzu tief ausgeschnittene Kleider trug, da hatte sie mich an der Hand genommen und mich trotz lautem Widerspruch und viel Geschrei ins Haus zurückgeführt. Am Abend hörte ich sie dann zu Abele sagen, als sie von den schönen Reisenden sprach:

„Das sind schamlose Leute. Wache darüber, meine Tochter, daß der Kleine das nicht mehr sehen geht!“

Der Kleine, das war ich. Aber trotz des Verbotes der guten Großmutter, die stets etwas zimperlich war, stahl ich mich aus dem Hause, um die Kutschen zu sehen. Und das gelang mir oft, weil Abele noch neugieriger war als ich und beide Augen zu drückte, wenn ich durchbrannte, und sie war stets bereit, sich an meiner Stelle tadeln zu lassen.

So bemerkte ich, wie die am Anfang so hellen Kleider allmählich verdrängt wurden durch schwarze. Man warf uns keine

Zuckerplätzchen mehr zu, das Lachen war verschwunden, und die Gesichter waren im Gegenteil oft sehr traurig. Einmal kam ein mit Schmutz überspritzter Wagen, dessen Lackwände zerkratzt waren und in dem Kugellöcher klappten. Während der Wagen auf dem Dorfplatz hielt, flüsterte man leise, daß die Dame in Trauer, die ein kleines Mädchen mit lockigem Haar an sich drückte, nur mit Mühe ihr Kind habe retten können, während ihr Mann unter ihren Augen von aufständischen Bauern getötet worden sei.

Aber wir sollten noch auf weit fühlbarere Art die Rückwirkungen dieses Dramas zu spüren bekommen, das sich jenseits der Grenze abspielte.

Am einem Abend — es war, wie ich mich gut erinnere, im Jahre 1792 — hatte meine Großmutter zwei junge Basen zum Abendessen eingeladen, zwei Mädchen, so frisch und geschmeidig, daß es schien, als brächten sie immer den Frühling mit sich. Zu ihren Ehren war der Tisch im Salon gedeckt worden, und ich sehe noch die Geschäftigkeit meiner Ahe und Adeles. Beide hatten während des Nachmittags allerlei gute Dinge vorbereitet; ein feiner Braten, der liebevoll gepflegt worden war, erfüllte das Haus mit seinem Duft. Dazu gab es Kartoffeln in einer weißen Sauce, und zum Schluß der Mahlzeit sollte Schlagrahm aufgetragen werden. Begreiflicherweise hatte ich mich während dieser kulinarischen Tätigkeit fest an Adeles Röcke geklammert, dann und wann einen Leckerbissen aufschnappend und überdies ermächtigt, alle Pfannen und Löffel auszulecken, was ich denn auch mit großem Eifer und Genuß besorgte.

Schon gegen fünf Uhr hatte Großmutter ihr Taffettkleid angezogen, die Haube mit den Röhrenfalten aufgesetzt und in ihr feines Spitzentuch die große Goldbroche für die Festtage eingesteckt. Ungeduldig ging sie zwischen Küche und Eßtisch hin und her und trat dann ans Fenster, von dem aus sie Garten und Straße überblicken konnte. Als sie es schließlich nicht mehr länger aushielt, weil der Braten zu zerfallen drohte, hatte sie mich bis zur Brücke geschickt, von wo ich außer Atem heimgeflüzt kam und aus allen Kräften brüllte: „Sie kommen! Sie kommen!“, daß es die ganze Nachbarschaft vernahm. Großmutter hatte übrigens nicht einmal mehr Zeit, um mich für meinen Ueber-eifer auszuschelten, da die Gäste mir auf den Absatz nachfolgten und man sich sogleich zu Tische setzte.

Das wurde das hübscheste Abendmahl, das man sich denken kann. Der Braten war gerade richtig, und Großmutter strahlte über das Gelingen ihrer Kochkünste nach so viel Anstrengungen. Mit unendlicher Vorsicht hatte sie eine staubige Flasche Portwein entkorkt. Ich erinnere mich noch sehr wohl daran, weil nachher die leere Flasche noch jahrelang auf dem Kaminsims stand. Natürlich erfolgten auf die Einladungen, einen Tropfen dieses süßen Weines anzunehmen, unendliche Weigerungen und — Dankfagungen.

„Nun denn, Base, einen Tropfen, nur grad ein winziges Tränlein!“

Und die Base darauf in schönster Höflichkeit:

„Aber nur grad den Boden des Glases beneht . . . Ihr wißt doch, daß ich's nicht gewöhnt bin . . .“

So kam es denn, daß bei sinkendem Abend, als Adele die Kerzen holen ging, die Zungen doch allmählich gelöst waren und die Fröhlichkeit über die kleinsten Dinge in helles Lachen ausbrach, wie dies bei jungen Mädchen so Brauch ist.

Auch ich hatte meinen Schnabel in Großmutter's Glas geneht und nahm an der allgemeinen Ausgelassenheit teil, indem ich ohne falsche Scham immer wieder meinen Teller voller Schlagsahne ausleckte.

So viele Jahre sind seither vergangen, und doch sehe ich noch vor mir das gewürfelte Tischtuch, die schweren Kerzenhalter, die silbernen Bestecke, die glänzten, die kleinen, feinen Gläser, auf deren Grund der Wein wie Granat funkelte; ich sehe meine Großmutter oben am Tisch, stolz über das gute Gelingen

des Essens, Adele, die die im eigenen Saft gekochten Birnen und die knusperigen Bregeln hereinträgt; vor allem aber sehe ich meine beiden hübschen Basen, rot überhaut von der Anregung durch das gute Mahl, mit funkelnden Augen, dank des Schlingels von Porto, der alle aufgebeitert und allen die Zunge gelöst hatte. Ich, der ordentlich auf einem Sessel saß, wie eine erwachsene Person, ich hatte nur Augen für das ältere der beiden Mädchen, die Elisa hieß. In ihr lag etwas, das mich entzückte, ohne daß ich doch hätte sagen können, was es sei. Sie trug an jenem Abend goldene Ohrringe in der Form kleiner Birnen und dieser Schmuck an der Spitze des Ohrläppchens funkelte bei jeder Bewegung zwischen den nach der Zeitmode gewellten Locken. Stillter als ihre Schwester, schien Elisa oft wie in einen Traum versunken zu sein. Ihre braunen Augen schienen dann auf etwas gerichtet zu sein, das nur sie allein sah. Man sprach an jenem Abend über allerlei, vor allem über Paris, und je mehr man sich in jene seither so berühmt gewordenen Tage des Bastillensturmes und der Rückkehr des Königs nach Paris vertiefte, desto mehr versank das junge Mädchen in ihre Träumerei.

Ich verstand nichts von diesen Dingen. Ich sah nur Elisa, so schön mit ihrem ernstesten Profil, ihren braunen, etwas traurigen Augen, ihrem feinen Hals. Ich hätte gar gerne mit ihr gesprochen, aber ich wagte es nicht. Ich war damals siebenjährig, und in diesem Alter weiß man noch nichts von den Stürmen des Herzens, das doch schon mitspricht.

Schließlich hatte ich mich zu Boden gleiten lassen, war unter dem Tisch durchgekrochen bis zur Großmutter, der ich ins Ohr geflüstert hatte:

„Hör, Großmutter, sage ihr, daß ich sie sehr lieb habe.“

Wahrscheinlich habe ich doch ziemlich laut gesprochen, denn meine Worte brachten alle zum Lachen. Elisa aber war bleich geworden und blieb bis zum Fortgehen noch stiller. Am Abend aber hatte Großmutter, als sie mich eingeschlafen glaubte, zu Adele gesagt:

„Die arme Base denkt immer an ihren David. Wenn ihm nur nichts geschieht in diesem verdammten Paris!“

Kurze Zeit darnach kam der Sohn Matthens, der „Große Lockenkopf“, wie man ihn nannte, vom Regiment der Schweizergarde, in das er sich als junger Kerl hatte anwerben lassen, ins Dorf zurück. Durch ihn vernahm man endlich die Ereignisse, die man bisher nur aus Gerüchten kannte, während er ihnen beigewohnt hatte. Er war einer der wenigen Ueberlebenden aus dem großen Sturm. Um ihn erzählen zu hören, war Onkel Jeremias im „Croix Blanche“ ein Viertelehen trinken gegangen, und nun erzählte er uns beim Nachtessen die Höhepunkte des Dramas: die Eroberung der Bastille, wo schon einige Schweizer den Tod gefunden hatten, dann die langen Wochen in den Tuileries und dann vor allem jenen Tag des 10. August, die heldenhafte Verteidigung des 1. Regiments, die Eroberung des Schlosses durch das Volk.

Ich war noch zu jung, um all dies zu verstehen; aber ich hörte mit gespikten Ohren zu, und mit meiner kindlichen Phantasie versuchte ich mir diese Schweizer vorzustellen, wie sie sich tapfer gegen eine Uebermacht wehrten. Uebrigens gab niemand auf mich acht. Onkel Jeremias erklärte, wie die Ueberlebenden des Regiments ins Gefängnis geworfen und wie sie dann im September feig ermordet worden waren.

Boller Schrecken hörte Großmutter zu.

„Und David und Jerome?“ fragte sie mit leiser Stimme. Das waren ihre beiden Neffen, die Söhne ihrer Schwester, die sich ebenfalls hatten anwerben lassen und die ihre Dienstzeit bald vollendet gehabt hätten.

Onkel Jeremias antwortete:

„Sie sind beide tot.“

Diese Worte fielen in die große Stille der dunklen Küche, in die nur das kleine, flackernde Dellämpchen seinen schwachen Lichtschein verbreitete.

„Arme Elifa!“ sagte Großmutter endlich. „Wie wird sie nun Kummer haben!“ Ich hielt den Atem an, um besser zu hören zu können. „Dieser David war doch ein braver Burfche . . . Man hätte sie heiraten lassen sollen. Dann wäre er nie fortgegangen . . . Was soll nun aus dem armen Mädchen werden? Sie liebte ihn so und hoffte immer noch . . .“

Da begriff ich mit einemmal alles. Ich wußte nun, warum Elifa, so rührend in ihrer Blässe und geteilt zwischen der Freude des künftigen Glücks und der Angst um dessen Verlust, an jenem Abendessen so nachdenklich war, als ob sie schon ein Vorgefühl dessen gehabt hätte, was kommen sollte.

Es gibt Kummer, der tötet. Elifa war ins Herz getroffen vom Tode dessen, den sie nie zu lieben aufgehört hatte; sie schwand allmählich dahin, wie eine Blume, der die Sonne fehlt. Im Jahr darauf, 1793, trug man sie an einem bleichen Herbsttage auf den Friedhof. Die Mädchen des Dorfes hatten ihren Sarg mit weißen Blumen bedeckt. Verborgten hinter dem Fenstervorhang sah ich den Leichenzug langsam vorübergehen, und es schien mir unmöglich, daß sie es sein sollte, die man vorbeitrag, um sie in die kalte Erde des Friedhofes zu betten.

Da verspürte ich einen tiefsten Kindheitschmerz.

Die Wolfsjagd

Die folgenden Jahre hinterließen in mir ein weniger lebhaftes und genaues Andenken; es ist, als ob die Erinnerung in Grau getaucht wäre. Es war die Zeit, da ich mit der Schule beginnen sollte, das Ende der Freiheit. Den Katechismus mit Fragen und Antworten auswendig lernen, wie man dies damals tat, war entschieden weniger unterhaltend, als mit Adele in die Schmiede oder in den Stall zu gehen. Auf rauhen Bänken sitzend, stotterten wir alle zusammen das A b c her, geführt und geleitet vom Lehrer, der den Takt angab, indem er bei jedem Buchstaben mit einem langen Stecken auf den Boden klopfte, wobei er die Klasse scharf überwachte. Und wehe dem, der sich einer strafbaren Unaufmerksamkeit schuldig machte! Der Stecken hörte plötzlich auf zu klopfen und fuhr scharf auf den Buckel des Fehlbaren nieder, dessen laute Schreie sich einen Augenblick zwischen die Buchstaben und Silben mischten, bis sie allmählich im eintönigen Singsang untergingen.

Die stets necklustigen Mädchen lachten gedämpft. Wir Buben aber, die wir an diese täglichen Zwischenfälle gewöhnt waren, schrien dann noch lauter das b. a. ba; b e b e . . ., bis die Klasse nach und nach wieder in den gewohnten Trott zurückfiel.

Dem verdammten Stecken aber habe ich es zu verdanken, daß mir die Rechtschreibung im Gedächtnis haften blieb, nicht zu reden vom Osterwald-Katechismus und der Dreisatzrechnung, der Krone unserer Ausbildung und dem Triumph unseres Schulmeisters, dessen Wissenschaft hierin ihre Grenze erreichte.

Immerhin habe ich in der Schule mein erstes Geld verdient, einen schönen Baken, wie sie als Belohnung an fleißige Schüler verteilt wurden.

Noch sehe ich das alte Schulzimmer an jenem Tag vor mir, den Lehrer in seinem braunen Staatskleid, mit dem langen Stecken in der Hand, von dem er aber einen weit mäßigeren Gebrauch machte als gewöhnlich, weil hinten in der Stube der Herr Pfarrer in der Perücke und einige andere Männer Platz genommen hatten, alle in dunklen Kleidern und mit steifen Zöpfchen, was uns großen Eindruck machte.

Am Schluffe der „Visite“, wie man damals diese Zeremonie nannte, wurden die begehrten Baken verteilt. Kaum hatte ich das Geldstück erhalten, so schoß ich auch schon wie ein Pfeil nach Hause, um es von der Großmutter und Adele bewundern zu lassen. Wie es kam, weiß ich nicht mehr; aber Tatsache ist, daß ich den Baken in den Mund nahm und hinunterschluckte. Das gab dann eine fürchterliche Szene. Adele rannte Milch

holen, die sie mich trinken hieß. Die herbeigeeilten Nachbarnfrauen berieten und rieten all erdenklichen Mittel an, derweil ich auf dem besten Wege war zu ersticken. Ich konnte nicht mehr schlucken, nicht mehr atmen. Ich war im Begriffe, ohnmächtig zu werden. Da sah ich vor meinen vor Todesangst vergrößerten Augen die knochigen Finger meiner Großmutter. Ich fühlte, wie sie mir tief in die Kehle hinuntergriff, und dann rief sie plötzlich jubelnd aus: „Da ist er!“ Und zugleich zeigte sie mir den Baken, den sie mir aus dem Hals gezogen hatte. Die Eindrücke wechseln rasch in diesem Alter, und ich hatte sogleich meine Angst vergessen, umso mehr, als Adele mich unter Weinen und Lachen mit Küffen und Liebkosungen überschüttete, um mich zu trösten.

Das ist die klarste Erinnerung, die ich von meiner ersten „Visite“ behalten habe, und ich habe seither oft gedacht, wie gut es sei, daß die Geldstücke von damals größer waren als die heutigen, sonst wäre ich sicher umgekommen.

Während dieser Schulzeit fiel mir oft auf, daß man mich immer bei meinem Taufnamen rief, während man meinen Kameraden den Familiennamen gab. Den Grund dafür wußte ich nicht; aber ein gewisses Lächeln über mich, dessen Ursache ich nicht kannte, traf mich ins Lebendige und machte mich erröten, ohne daß ich wußte warum.

Erst später habe ich alles begriffen, damals, als ich das Land verließ, gebrochen von einem jener Schläge, die einem für das ganze Leben auf dem Herzen brennen.

Nach vollendeter Schulzeit erlernte ich das Handwerk, und nun war die Reihe an mir, den Strick am großen Blasbalg zu ziehen, um das Feuer anzufachen; mir oblag es, die Eisenstäbe vorzubereiten, sie glühend zu machen und richtig hinzuhalten zum Abschneiden und Schmieden. Da ich diese Arbeit liebte, ersahen sie mir gar nicht als mühsam, und Adrian, der Schmiedemeister, der meinen Eifer sah, unternahm es, mich die Herstellung von Ketten zu lehren, was weit schwieriger ist und viel mehr Geschicklichkeit und Sicherheit erfordert als das Nagelschmieden. Bei diesen Arbeiten gingen dann auch die Jahre gar schnell dahin, und mit zwanzig Jahren war ich bereits ein Schmied, der sein Handwerk kannte.

Ich hätte auch kein schöneres wählen können!

Was gab es denn bewundernswerteres, als das rohe Eisen im Feuer weich zu machen, es zu drehen, wenn es rot genug ist und ihm die gewünschte Form zu geben, die Glieder mit starken Schlägen zusammenzuschweißen und die Kette sich verlängern zu sehen, schön gleichmäßig überall; dann die wohlgelungene Arbeit zu betrachten, sich sagen zu können, daß das Werk der eigenen Hände nützlich sein werde, daß es einem Ehre eintragen wird!

Am Samstagabend löschte man das Feuer und schloß die Werkstatt ab, um erst am Montag um sechs Uhr wieder zu kommen, im Sommer und Winter zu gleicher Zeit.

Der Sonntag war ganz der Ruhe gewidmet. Am Vormittag war Gottesdienst, und niemand hätte zu meiner Zeit gefehlt, außer im Falle von Krankheit. Ich ging also wie alle andern zur Kirche. Immerhin wäre es wohl übertrieben, wenn ich behaupten wollte, ich hätte den Predigten unseres Herrn Pfarrers mit immer gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Müde von der schweren Arbeit während der Woche, verfiel ich oft in eine zwar strafwürdige, aber doch recht begreifliche Schläfrigkeit. Wenn dann aber die Trompeten ertönten, mit denen in unserm Dorfe die Psalmen und Kirchenlieder begleitet wurden, dann wachte ich plötzlich hell auf und hatte meine Freude an dem Klängen. Das war so süß und stark zugleich, und ich hörte mit umso größerem Genuß zu, als ich von meinem Platz aus, wenn ich mich nach den Trompetern umwandte, den Blick über die den Frauen zugewiesenen Bänke gleiten lassen konnte, und diese Schaar hatte für den jungen Mann von nunmehr über zwanzig Jahren, der ich damals war, eine weit größere Anziehungskraft als die Predigten.

Fortsetzung folgt.